

Die Welt ein besserer Ort

VON BEATE BAUM

Ein kurzer Check zeigt schon in der Pause des Randi Tytingvåg-Konzerts nur freundliche Gesichter im Foyer der Dreikönigskirche. Es ist, als wenn diese Sängerin tatsächlich dazu beiträgt, dass die Welt wenigstens für einen Abend ein besserer Ort ist. Und das nicht nur mit den Songs ihres aktuellen Albums „Three“, das ja erklärtermaßen dem Glück verschrieben ist, sondern auch mit den komplizierteren, vielschichtigeren Stücken der Vorgänger-CDs, die auch zu ihrem Recht kommen.

Ihre Kunst vermag es, auch tragischen Hintergründen noch etwas Positives zu entlocken wie in „Keep Walking“, das Randi Tytingvåg für ihren Schwiegervater geschrieben hat, nachdem die Schwiegermutter recht jung und plötzlich verstorben ist. Da geben die beiden großartigen Begleitmusiker Dag Sindre Vagle und Erlend Aasland mit einem geradezu fröhlichen Marschrhythmus auf ihren akustischen Gitarren die Gangart vor, während in Tytingvågs Halbsätzen wie „... the answer we don't know“ der Schmerz steckt.

Halbsätze, ganze Sätze, Erzählungen, die immer perfekt gesungen sind. Die Frau im roten Kleid lebt die Spannbreite ihrer Stimme von kehligen Tiefen bis zu den saubersten Höhen mit schlafwandlerischer Sicherheit aus, scheint dabei selbst beinahe davon zu schweben, und ist doch ganz geerdet im Hier und Jetzt. Immer wieder gibt sie dem zahlreich erschienenen Publikum Herleitungen, den biografischen Hintergrund ihrer Stücke: sei es die schlichte Äußerung einer erschöpften Freundin nach einem schlechten Tag, die zum Songtitel wurde – „My today was cancelled“, sei es die tiefe Liebe zu ihrem Mann, die mit der schlichten Zeile „Home is where you are“ so komplett treffend-unkitschig beschrieben wird.

„Que sera sera“ ist ja eines jener Stücke, die man nicht wirklich mögen muss – und gerade die Version Doris Days, die Tytingvåg erwähnt, umfasst so ziemlich alles, was schlecht sein kann an von Frauen gesungener Musik. Leider geht die Interpretation Tytingvågs in die gleiche Richtung, so dass hier der Damen nach unten zeigt. Andererseits schafft sie es bei „What a wonderful world“, von dem ich nach wie vor behaupte, dass die einzig gültige Version von den Ramones stammt, wirklich wahre Schönheit zu transportieren. So nah am Kitsch, dass die Grenze kaum noch spürbar ist, aber sie bleibt auf der richtigen Seite...

Die Norwegerin erzählt, dass sie beim Studium in London einen Jazz-Walzer mit dem Titel „Falling in love again“ gelernt habe und erst später realisierte, dass dies ursprünglich ein deutschsprachiges Stück von Friedrich Hollaender war. Danach habe sie nie wieder die englische Version gesungen. „Das Deutsche ist so eine wunderbar kraftvolle Sprache für solch ein Lied.“ Cole Porters „Don't fence me in“ – „mein Lebensmotto“, bekennst sie – wird mit Lust, Liebe und Leichtigkeit vorgetragen, während „Hard Times“ in einer komplett entschleunigten Version zum allerschönsten „Positiv-Song“ überhaupt wird.

Große Kunst und großes Hand-Werk

VON BEATE BAUM

Die Dänin Helene Blum kann man schon als Star der Reihe „Musik zwischen den Welten“ bezeichnen. Seit sie vor gut sechs Jahren das erste Mal zu Gast im Kleinen Haus war – und dann im gleichen Jahr noch einmal mit ihrem Weihnachtsprogramm in der Dreikönigskirche – lieben die Dresdner die Sängerin mit dem glockenhellen Sopran. Bei jenen ersten Auftritten war der heutige Lebens- und Bühnenpartner, Vater der beiden gemeinsamen Kinder, Harald Haugaard, noch nicht mit von der Partie. Seit reichlich vier Jahren ist der profilierte Geiger jedoch (auch) bei den Auftritten nicht mehr wegzudenken.

Nun steht das erste Mal sein Name größer gedruckt im Programm – und es geht darum, seine CD „Lys Og Forfald“ vorzustellen. Gattin Helene steuert lediglich bei „Port Orford“, der Hymne auf einen kleinen, abgelegenen Ort an der us-amerikanischen Westküste, eine leise Hintergrundstimme bei: eine „Little girl“ spielt sie eine zusätzliche Fiddle – ansonsten erklingt „Lys Og Forfald“ instrumental.

Aber wie! Haugaard gilt seit 15 Jahren als einer der besten Musiker Dänemarks, seine Geige ist nicht einfach zu verorten. Es ist Folk, natürlich. Aber bei allen Assoziationen an irische Volksmusik so ausge-reift, so handwerklich brillant, so Kunst. Unterstützt wird Haugaard dabei nicht nur von Frau Helene, sondern vor allem von Mikkel Grue an der Gitarre und Kirstine Elisa Pedersen am Cello. Und so durch und durch authentisch, wie das klingt, erscheint es einem nur logisch, wenn man liest, dass die CD in vierjähriger Arbeit in analoger Technik gemischt und aufgenommen wurde. Da hört man wirklich das wahre Hand-Werk. Nicht nur Fans der schönen Frau mit der engelsgleichen Stimme sollten also hier auf ihre Kosten kommen.

Harald Haugaard & Helene Blum, heute, 20 Uhr, Dreikönigskirche. Tickets ab 12 Euro



Thomas Dehler (Abel Znorko) und Michael Mienert (Erik Larsen).

Foto: Carsten Nüssler

Zwei Männer, sieben Schüsse

Anke Salzmann inszeniert Schmitts „Enigma“ auf dem Theaterkahn als prickelndes Kammerspiel

VON ANDREAS HERRMANN

Als schwierigste Aufgabe eines Rezensenten erscheint es, lohnenswerte Inszenierungen vorm geneigten Leser insofern zu schützen, als dass er alle Neugier behält. Das ist bei Anke Salzmanns „Enigma“ besonders schwierig, die jetzt in einer neuen Version auf dem Theaterkahn zu sehen ist.

Das mag trivial scheinen, zumal es keinen veröffentlichten Text des französischen Autors Eric-Emmanuel Schmitt gibt, der nicht funktioniert. Dieser ist von Berufs wegen Philosoph und kein Provokateur, so dass er nie auf einen ambivalenten Satiretitel geriete. Das heißt auch: Jede Pointe und jede Wirkung ist logisch durchdacht – und dennoch ereilt einen diese meist hilflos auf emotionaler Ebene.

Dabei ist das Sujet arg klischee-behaftet: Erfahrener erfolgreicher Schriftsteller trifft jungen, dynamischen Journalisten zum Interview. Schöpfer versus Berichtiger – so geißelt ersterer das ungleiche Duell auf einer einsamen norwegischen Insel, wo der Fährmann dem Nobelpreisträger Abel Znorko nicht nur Nahrung, sondern auch ab und an

ein williges Weib bringt. Doch des Menschenfeindes wahre Muse, eigentlich anfangs nur eine Affäre, ist weit weg – und schreibt nicht mehr den täglichen Brief. So veröffentlicht er den Briefwechsel als fiktiven Roman – und selbst die ärgsten Kritiker sind plötzlich voll des Lobes über die neue Authentizität des sonst so philosophisch Verbrämten.

So beantwortet er die Anfrage des jungen Journalisten aus der Heimatstadt seiner Muse nicht ohne Hintergedanken. Er verließ sie einst, um nicht per stinknormalem Sex oder gar Alltag das Besondere dieser Beziehung zu gefährden, die als unerfüllte Brieffreundschaft höhere Weihen verspricht. Er will den Journalisten zum persönlichen Boten für einen letzten Brief küren, dafür gibt es eine Story, für die der Chefredakteur selbst als Analphabet nicht nur eine halbe Kulturseite herausrückt.

Doch Erik Larsen, der sich als anfangs unbedarfter, später ganz genauer Kenner von Znorkos Werk entpuppt, das er nicht sonderlich mag, weiß weit mehr, als gut für Znorko ist – zum Beispiel, dass er seinen ganzen Reichtum seit zehn Jahren der Krebsforschung spendet. Im Gegensatz zu anderen jedoch

geheim, ohne darüber zu reden. Und er weiß um die Vorliebe für Edward Elgars „Enigma-Variationen“, ähnlich geheimnisbeladen wie Briefwechsel, Buch und Stück.

Regisseurin Anke Salzmann, in Dresden jüngst mit „Der Vorname“ am Societaetheater auffällig, inszeniert dieses Kammerspiel, in dem sich dank mehrerer Wendungen die Ausgangslage mählich verschiebt, als prickelndes Zweikampf, der als normales Interview beginnt. Anders als auf der Radebeuler Studiobühne anno 2003, wo sich Olaf Hörbe als liebeskranker Literat und Matthias Henkel als vermeintlicher Journalist eindrucksvoll duellierten, sind hier Thomas Dehler und Michael Mienert in einer kompakteren Textfassung näher beieinander. Beiden gönnt Salzmann Pausen zum reinen Mienenspiel, bei dem man gerne zuschaut, auch weil sich die Geschichte immer mehr zum Thriller entwickelt, in der jede Flucht durch Schüsse gestoppt wird.

Ausstatterin Anja Ackermann verdichtet den Raum mit einer riesigen blauen Pinwand, vor dem ein kleiner Schreibtisch mit -maschine drauf steht, und baut links einen netten Kamin. Sie

packt den Dichter in Waldklamotten plus Bademantel und den Journalisten in schicke Kleidung mit Outdoor-Anspruch. Der bewegliche Chefroll- und -drehessel und die Fußbank symbolisieren die Ausgangslage, die später in Verkehrung und Verzwiefelung endet.

Bei der klugen Spielplangestaltung, die der Theaterkahn pflegt, scheint der Inszenierung ein langes Leben garantiert zu sein. Es taugt zwar nicht zum generationsübergreifenden Schenkelklopfer in großer Familienaufstellung, aber gut für alle denkbaren Zweier- und Dreierkonstellationen ab einer grundlegenden Literaturaffinität. Und gut als Reflektionsgrundlage für alle Arten von Paartherapien – dies sogar vorbeugend. Vor Risiken und Nebenwirkungen sei gewarnt: Alle Gänsehautattacken nach der Pause liegen nur am Stück selbst. Ein Geheimtipp zur Damenüberzeugung: In der Pariser Uraufführung vor zwanzig Jahren spielte Alain Delon den Znorko.

Nächste Vorstellungen auf dem Theaterkahn Dresden am 26. & 27. März sowie 29. & 30. April (je 20 Uhr) www.theaterkahn.de

Mehr als nur ein Körnchen Wahrheit

Humorzone Dresden: Christin Henkel

VON CHRISTIAN RUF

Wenn ein Mann zur Gitarre greift, womöglich gar, wenn ein Lagerfeuer lodert, dann kommt das bei Frauen unheimlich gut an. Dies haben schon viele beobachtet, Christin Henkel, die schon „an vielen Lagerfeuern war“, auch – und sie hat daraus ein hübsches kleines Lied gemacht, das sie wie zahlreiche andere im Thalia Kino zum Besten gab. Und zwar im Rahmen des Festivals Humorzone. Das macht Sinn, denn die in der Sparte „Newcomerin“ geführte Henkel pflegt die hohe Schule des Klakason(s), des Klavier-Kabarett-Chanson(s).

Viele der Lieder sind mehr als eine nette Trällerei, haben einen doppelten Boden. Henkel, geboren in Thüringen und seit fünf Jahren in München lebend, wirt, sich auf dem Klavier begleitend, einen Blick auf Alltag, dessen viele kleine Ungereimtheiten und Kuriositäten das Netz liefern, aus dem Henkel dann spöttische, lustige, manchmal sogar bisgisse, aber nie böse Texte strickt. Da wäre etwa eine Freundin namens Birte, die auf so ziemlich alles eine lustvoll zelebrierte Lebensmittelunverträglichkeit hat. Kaffee geht nur, wenn er aus Fair-Trade-Soja-Bohnen gemacht wird. Mit allem, was ein bisschen Genuss bei der Nahrungsaufnahme verspricht, fremdelt dieses Wesen. Aber Birte „kann saufen, das verträgt sie gut“, erfährt man von Henkel.

Oder da wäre das hübsche Gedankenspiel über jene Maid des Typus „Blondinka“ (das polnische Wort trifft viel besser als das deutsche „Blondine“), der im Beauty Salon statt Botox aus Versehen Gehirn gespritzt wurde. Toll? Mh, wie man's nimmt. Klar, die holde Dame erkennt nun zwar, wie hohl das Fernsehen ist, aber in Münchens Nobeldisko P1 darf sie nun nicht mehr. Sie wird „es“ (das Gehirn) also wieder absaugen lassen. Eine Farce? Ja, aber eine, die zeigt, wie fantasievoll die „Klakasonistin“ mit-



Christin Henkel

Foto: Dietrich Flechtner

unter sein kann und dass bei aller Überzeichnung mehr als nur ein Körnchen Wahrheit in den Geschichten steckt, die Henkel erzählt.

Nach der Pause steigt „Vati“ für zwei, drei Lieder mit auf die Bühne. An sich ist er gelernter Förster, erweist sich aber als versierter Gitarrist. Es wird nun politischer. Da wird scheinbar völlig überzogen gefragt, wann Putin sich Sachsen-Anhalt holt, aber Putin-Versteher haben trotzdem nicht wirklich Grund zur Freude über dieses Spottlied, das den derzeitigen russischen Imperialismus durchaus entlarvt. Bei ihren Ausführungen zum Lied „Der kleine Tod“ spricht Henkel zunächst mit französischem Akzent. Denn so wie Frauen auf Männer abfahren, die Gitarre spielen oder italienisch reden, so werden Männer heiß, wenn Frauen aus Frankreich kommt. Und dann gibt's von Henkel Tipps, wie man einen Typen wieder los wird. „Willst Du ihn nie wieder sehen? Sprich fränkisch, dann ist das kein Problem!“

Wäre die Tuba ein Mensch ...

Humorzone Dresden: Andreas Hofmeir

VON ROBERT KAAK

Wäre die Tuba ein Mensch, sie wäre Andreas Hofmeir. Andreas Hofmeir ist gelebte Tuba. Burschenblond, bayrisch-gemühtlich und immense untertonige Durchschlagskraft. Zu erleben in der Schauburg. Der 36-Jährige aus der Holvedau überzeugte auf der Humorzone mit einem herausragenden und ungewöhnlichen Amüsement. Ungewöhnlich deshalb, weil er einfach dasaß. Aus seinen schwarz-sarkastischen Erlebnisnoten vorlas und zwischendurch mit Guto Brinholi Gitarre-Tuba-Duette spielte. Gitarre-Tuba! Was erstmal verquert klingt, war im Konkreten so wunderbar gelungen, dass man aus diesem gleichermaßen lakonisch-derben wie überraschend virtuos Humor-Musik-Abend in ungemeinem Frohsinn entlassen wurde.

Hofmeir an sich ist schon Irritation. Da sitzt einer und kabarettiert, als wäre das die Natürlichkeit seines Daseins – was auch die Vielzahl seiner Comedy-Preise beweist. Dabei ist der Bayer im anderen Leben Professor. An der Universität Mozarteum Salzburg. Für Tuba natürlich. Gewinn als Tubist mehrere Musikwettbewerbe, spielte mit den Wiener und Münchner Philharmonikern, und wäre hier mehr Platz, ließe sich die Genre-Liste fortsetzen. Vielleicht noch das: La BrassBanda – Hofmeir war sechs Jahre Mitglied dieser außergewöhnlichen HipHop-Funk-Brass-Band aus Bayern.

In der Schauburg ging's dann auch viel um „Die Tuba“. Hofmeir kokettiert genüsslich mit Klischees, für die er sich als Tubist-an-sich gern selbst hergibt. Denn Tubist werde man, weil man nicht üben, aber trotzdem die Biermarken beim Volksfest haben wolle. Tubisten seien die Mitläufer unter den Musikanten-frauen aus Frankreich kommt. Und dann gib't von Hofmeir Tipps, wie man einen Typen wieder los wird. „Willst Du ihn nie wieder sehen? Sprich fränkisch, dann ist das kein Problem!“

Während einer durchschnittlichen Sinfonie spielen die ersten Geigen ungefähr 20 000 Töne. Die Tubisten acht. Bei 300 Euro Abendgage erhält der Geiger pro Ton 1,5 Cent. Hofmeir als Tubist: 18,75 Euro.

Aber, resümiert Hofmeir in seiner Anekdote zum „Fliegenden Holländer“: „Bei der Vertonung von Alkoholkrankheiten und Seekatastrophen ist noch kein Komponist an der Tuba vorbeigekommen.“ Schwierig hingegen sei es mit der Wirkung auf Frauen. Gegen seinen Gitarristen Guto Brinholi etwa habe er keine Chance. „So ein gitarrespielender Brasilianer neben einem auf der Bühne ist quasi wie ein Keuschheitsgürtel: Der fängt alles ab.“

Überhaupt einen Duett-Gitarristen zu finden sei für ihn sehr schwer gewesen. Mit Tubisten will keiner. Man müsse darum instrumental-hierarchisch weiter unten suchen. So habe er seinen Brinholi als hungrigen Straßenmusiker mit Kontrabass vor der Sparkasse aufgelesen. Wie Hofmeir dann seinen brasilianischen Partner über den Abend hinweg für die noch offene Übernachtung ans Publikum verschachern will, weil es ja nur ein Hotelzimmer gäbe, und das kriege er, wird zum Großlacher und Running Gag.

Brinholi stand dem Hofmeir an Virtuosität in nichts nach. Die von beiden alle paar Minuten eingeschobenen Zwischenstücke waren musikalische Filets. Meist Bossa Nova, wie etwa der Klassiker „The Girl from Ipanema“. Brinholi mit Gitarre spielte diesen Zufprhythmus, und Hofmeir ließ warmtonig die Tuba drüber fließen. Der Stan Getz, der Paganini, der Miles Davis unter den Tubisten. Kein bräsiges Tubasound. Nein, filigran virtuos, aber trotzdem vor Vollblut, hüpfte und wand Hofmeir sich durch die Stücke. Wie er dann dasaß: Wiegend umschlungen hielt dieser blonde Bursche seine goldene Dicke. Wer dachte da noch an Gitarre.

Tanzen mit dem Herzen

VON JULIANE HANKA

Vor zwei Jahren standen The Notwist im Beatpol auf der Bühne und feierten die Lieder ihrer Vergangenheit. Die klängen spannend und irgendwie auch neu, weil die Jungs aus Weilheim Wiederholungen nicht besonders zu mögen scheinen. Doch die sechs Jahre, die sie mittlerweile brauchen, um ein Album zu produzieren, waren noch nicht rum, deshalb hatten sie fast keine neuen Songs dabei, nicht mal welche zum Üben. Ein Jahr später erschien dann ihr mittlerweile als kleine Auferstehung gerühmtes Album „Close To The Glass“ (2014, City Slang). Und das, obwohl sie eigentlich nie untergegangen sind.

„Hallo, wir sind Notwist“ eröffnet Markus Archer. Kein Artikel. Wozu auch? Es gibt ja keine anderen. Notwist, das sind seit 25 Jahren Markus und Micha Archer (Gesang, Gitarre und Bass), das sind mittlerweile auch Max Punktezahl (Gitarre) und Andi Haberl (Schlagzeug) und vor allem ist es Martin „Console“ Gretschnann“. Doch beim Dresdner Konzert suchte man den schlackigen Lockenkopf vergeblich. Statt seiner stand Christoph „Cico“ Beck an der Elektronik, der als Joasihno die Band 2013 mit Nicolas Sierig als Support begleitete, was dieses Mal Becks neue Band, Aloa Input, erledigt. Die spielt einladend und zuweilen vertrackt, die beiden Alben der Münchner Band sind hiermit empfohlen. Im Notwist-Aufgebot steht dann noch der norwegische Vibraphonist Karl Ivar Refseth, der im Hintergrund den kühlen Glöckchen-Sound beisteuert, zu einer Musik, die ihre analogen und digitalen Momente mittlerweile so dicht zusammenschweiß, dass man sich oft gar nicht mehr auf einem Konzert wähnt, die Augen schließen und stundenlang durchtanzen möchte.

Tanzen ist hier auch wieder als ein Notwist-Spezial gemeint. Das funktioniert nicht mit so viel Bewegung, es findet alles eher innen drin statt. Außen ist nur Spannung. Notwist beginnen mit „Good Lies“ und damit nicht mit neuem Material, sondern dem Opener vom 2008er Studioalbum „You, The Devil & Me“. „Let's just imitate the real, until we find a better one.“ Oder: Einfach erst mal nachmachen, den geilen alten Scheiß von uns. Schon in diesem Lied zeigt die Band allerdings den brachialen Unterschied zwischen ihren Platten und ihren Auftritten. Wo es im Song mit den beinahe vorsichtig übereinander gelegten Gitarren einigermaßen kuschelig zugeht – wenn Archer sein deutsches Englisch singt, sowieso – bricht der Song live sofort los, dass auch der Soundtechniker überwältigt scheint von so viel Spielgefühl. Es matscht erst einmal durch die Reithalle, wird bald aber besser, so dass rund 800 Menschen sich wiegen können im musikalischen Bollwerk, zu dem der Auftritt wird.

Trotz gitarrenbestimmteren Indie-Popsongs wie „Kong“ oder dem vergleichsweise minimalistischen „Casino“ können die Weilheimer nicht bestreiten, dass sich ihnen die elektronische Welt noch einmal ein wenig weiter geöffnet hat. Minutenlange, repetitive Monotonie. Schönste, vielgliedrige Schleifen aus Gitarrenriffs, Basslauf, Synthesizer und Schlagzeug (digital und analog) gleiten in- oder übereinander. Dazwischen ein Tamburin, ein paar Glöckchen. Elektronisches Rauschen und Pochen. Unbestimmbarere Klänge. Man sieht sie alle ihre Instrumente bearbeiten und hört doch oft maschinengleiche Musik. Indie-Techno. Erst beim ruhigeren Song „Gloomy Planets“ gibt es einen Moment zum Durchatmen. Das ist nach fast einer Stunde. Bis dahin wirkt alles so übermenschlich, dass jetzt die Stimme fast herausfällt, vielleicht, weil sie sich nicht so perfektionieren lässt. War die vorher schon da? Sie zieht das ganze Schwebekonstrukt etwas runter. „Have you ever been messed up? Have you ever?“ Archer singt ja immer irgendwie vom Durchkämpfen, mal in zwei Mikros und ganz kurz sogar im Falsett. Jetzt übernehmen die Gitarren zum ersten Mal die Führung.

Am Ende, nach anderthalb Stunden, steigen sie aus mit einer Zugabe, in der zwei ihrer größten Songs stattfinden: „Neon Golden“ und „Pilots“, wieder mit technoartigem Zwischenpart. Wenn man Notwist unbedingt etwas vorwerfen will, dann die Sache mit der dauerhaften Anspannung. Die ist gar nicht so leicht auszuhalten oder wirkte vielleicht umso eindringlicher, wenn sie ab und zu noch konsequenter gebrochen würde.

Frühlingskonzert der Waldorfschule verlegt

Das für den 25. März angekündigte Frühlingskonzert der Freien Waldorfschule Dresden wird auf den 22. April verlegt. In der Lukaskirche ist dann ein Programm mit Werken von Gustav Holst, Freddy Mercury, Leonard Bernstein und W. A. Mozart zu erleben, dargeboten von 250 Schülerinnen und Schülern unter der Leitung dreier Musikpädagogen. Mit dabei sind die Mittel- und Oberstufeorchester, die Chöre der Klassen 9 bis 12 und erstmalig ein Celloensemble der Mittelstufe.

Der Eintritt ist frei. Um eine Spende wird gebeten.